universität
innsbruck
Universitäts- und
Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Ein Ort für morgen

Thüminger, Rosmarie

Wien, 1994

urn:nbn:at:at-ubi:2-7505

1

Maria blinzelte ins Licht. Die Vorhänge waren noch zugezogen, so daß die Helle nicht von draußen kommen konnte. Die Tür zur Küche stand offen, dort brannte die Deckenlampe. Jemand pritschelte mit Wasser. Großmutter war also schon an der Arbeit. Maria wälzte sich verschlafen auf die Seite, und da stieg ihr ein ehemals vertrauter Geruch in die Nase, der Duft von Rasierschaum. Mit einem Mal fiel ihr ein: Der Vater war heimgekommen.

Nun erinnerte sie sich auch wieder an den Traum, den sie heute nacht, wie so oft schon, geträumt hatte. Es war immer derselbe Traum. Ein Zug, hell erleuchtet, fuhr mit großer Geschwindigkeit durch die Nacht. Der Vater saß in einem der Abteile, und der Zug hielt nicht eher, als bis er direkt vor ihrer Haustür angekommen war. Dabei wußte sie schon längst, daß die entlassenen Kriegsgefangenen nicht in Personenzügen reisten, sondern in Viehwaggons transportiert wurden. Und die Personenzüge waren derart überfüllt, daß niemand so einfach in einem Abteil Platz nehmen konnte. Außerdem fuhr an ihrem Haus keine Eisenbahn vorbei. Macht nichts, dachte Maria, und ihr Herz tat vor Freude einen Hopser, macht überhaupt nichts. Hauptsache, der Vater ist heimgekommen. Rasch sprang sie aus dem Bett und lief in die Küche.

Da stand er, den Rasierpinsel in der Hand, und schäumte sich die Wangen ein. Er trug nur Unterhemd und Hose, und Maria fiel heute noch mehr als gestern auf, wie mager er geworden war. Großmutter rührte in einem kleinen Topf, sie kochte den Grießbrei für Lisa. Die Mutter spülte inzwischen das Geschirr von gestern abend, während Willi bereits am Tisch saß und ungeduldig mit dem Löffel gegen die Tasse schlug. Das machte er immer, wenn er auf den Kaffee warten mußte.

Die kleine Lisa war nicht zu sehen, sie schlief wohl noch. Zum Glück, es war ohnehin schon eng genug in der Küche. Spitz, der auf seinem Lieblingsplatz, in der Ecke zwischen Wand und Kredenz, geschlafen hatte, stand gleich auf und wuzelte sich zwischen all den Beinen zu ihr durch. Kitty war nicht zu sehen. Sie war wohl die ganze Nacht mit einem ihrer Katzenfreunde unterwegs gewesen und lag jetzt in einem ruhigen Schlupfwinkel und schnarchte. Die Wanduhr zeigte fünf Minuten vor acht.

„Mutti, warum hast du mich nicht rechtzeitig geweckt?" rief Maria. „Ich müßte ja schon in der Schule sein!"

„Du brauchst heute nicht zur Schule. Wenn der Vater aus der Kriegsgefangenschaft heimkommt, haben die Schüler einen Tag schulfrei", erklärte die Mutter.

„Da hast du doch nichts dagegen, oder?" fragte der Vater.

„Ich nicht, ich hab' nichts dagegen!" rief Willi dazwischen. Er ging schon das zweite Jahr zur Schule, war aber ebenso faul, wie er als Erstklaßler gewesen war.

„Maria, du kannst mich ins Dorf begleiten. Nach dem Frühstück. Ich muß mich um meine Lebensmittelkarten kümmern. Und dann muß ich schauen, wie ich zu den nötigen Papieren komme, damit ich wieder Schule halten kann."

„Dann könnt ihr gleich beim Gredler vorbeischauen, ob endlich die Strümpfe eingetroffen sind. Seit Anfang September habe ich die Zuteilung und warte und warte."

„Und vom Metzger könntest du die 15 Deka Fett mitnehmen, für die ich noch einen Abschnitt habe. Letzte Woche habe ich sie nicht bekommen, da war das Fett schon alles ausgegeben", meinte die Großmutter.

„Wenn es sich mit der Zeit ausgeht, möchte ich die Frau Vogl besuchen. Ich habe sie seit der schrecklichen Geschichte mit ihrem Hans nicht mehr gesehen. Sie tut mir so leid."

Die Mutter nickte bestätigend. „Sag ihr einen recht schönen Gruß von uns allen."

„Das wird aber ein voller Vormittag", meinte Maria. „Ob wir da mit der Zeit auskommen?"

„Nun, wir werden sehen“, sagte der Vater. Er hatte sich inzwischen den Bart abgeschabt und das Gesicht gewaschen. „Schön, daß du die Rasierseife aufgehoben hast“, lobte er die Mutter. „Zur Zeit ist ja absolut keine zu bekommen.“
„Ja, wenn wir früher gewußt hätten, was alles zur Mangelware wird, hätten wir mehr gehortet“, meinte die Großmutter.
„Wenn ich an die echten Schafwollstutzen denke, die ich als Putzfetzen verwendet habe, weil die Fersen ein paar Löcher hatten!“
„Aber Mutter, du flickst doch eh alles hundertmal“, meinte der Vater.
„Ja, das schon. Natürlich habe ich sie oft geflickt. Aber die Röhren hätte ich auftrennen können, und daraus könnte ich nun herrlich warme Fäustlinge für Willi stricken.“
Endlich gab der Vater den Spiegel frei, und Maria begann ihre Zöpfe zu flechten. Wann würde die Mutti ihr endlich erlauben, die Haare abzuschneiden! In der Schule trugen schon vier Mädchen Bubiköpfe. Maria fand kurze Haare ungemein schick. Fräulein Hauser hatte auch einen Bubikopf getragen. Es war ein Jammer, mit einer altmodischen Mutter geschlagen zu sein! Wenn sie die Haare wenigstens um die Hälfte kürzen dürfte, könnte sie sich einen Roßschwanz binden. Ein Roßschwanz war zwar nicht so modern wie ein Bubikopf, aber doch flotter als zwei Zöpfe.
„Wenn du schon in Zell bist, Robert, dann hol mir doch ein Formular für den Suchdienst vom Roten Kreuz“, bat die Großmutter. „Ich werde noch einmal hinschreiben. Vielleicht haben sie inzwischen etwas von Hermann erfahren.“
„Wann hast du das letzte aufgegeben?“ fragte der Vater.
„Am 30. September. Bei diesem Chaos ist es vielleicht verloren gegangen.“
„Ja, ja, mach’ ich. Aber mehr bringt es vielleicht, wenn wir eine Annonce in die Zeitung geben“, meinte er.
„Habe ich auch schon gemacht. Maria, geh in die Kammer und hol mir die Zeitung, die auf dem Nachtkästchen liegt. Damit dein Vater die Annonce lesen kann.“

Maria kannte die Anzeige auswendig und hätte sie Vater aufsagen können. Aber sie stand auf und brachte die Zeitung. Über drei Spalten ging die Rubrik „Suchaktion", und alle Anzeigen lauteten so ähnlich wie jene, die Großmutter für Onkel Hermann aufgegeben hatte. Nur Namen und Orte wechselten: „Hermann Singer, geb. 1920, zuletzt stationiert im Gebiet der Masurischen Seen, letzte Post aus Mlawa vom 12. 1. 45, wird gesucht von Therese Singer, Gerlos, Schulhaus. Bitte dringend um Nachricht."
Der Vater überflog die Anzeige. „Und bis jetzt hat sich niemand gemeldet, der irgend etwas gewußt hätte?"
„Nein, niemand."
Es ging schon auf neun, als sie endlich das Haus verließen. Spitz, der natürlich wieder mitgehen wollte, wurde von Mutti in die Küche zurückgepfiffen. Bei den vielen Besorgungen war ein Hund wirklich nicht zu gebrauchen.
Heute trug Maria keine Schultasche am Rücken, wohl aber der Vater seinen alten, bewährten Rucksack. Den Berg abwärts laufen ging schnell. Um Viertel vor zehn hatten sie schon das Dorf erreicht. Sie merkten bald, daß die Zeit trotzdem nicht reichen würde, um alles zu erledigen. Schon im Gang vor der Tür zur Kartenstelle standen die Leute in einer langen Schlange. Der Morgen war kalt, und die Wartenden traten von einem Fuß auf den anderen, um den Zehen ein bißchen Bewegung und damit Wärme zu verschaffen.
„Wenn wir erst einmal im Büroraum drinnen sind, haben wir es wärmer", meinte der Vater.
Der alte Mann neben ihnen stieß einen Lacher aus. „Sie waren wohl noch nie da drinnen, was? Heimkehrer, was?"
Der Vater nickte.
„Frankreich?"
Der Vater schüttelte den Kopf.
„Also amerikanische Gefangenschaft?"
Wieder ein kurzes Kopfschütteln. Maria wunderte sich, daß der Vater so wortkarg war. Früher hatte er eigentlich immer gerne mit den Leuten geredet.

Der Mann stellte das Fragen ein. „Da drinnen ist es nämlich genau so kalt wie hier heraußen. Die Büroräume werden nicht geheizt. Kein Holz. Keine Kohle. Kein Strom."
Eine Frau mischte sich ins Gespräch. „Geduld. Wird schon wieder werden. Es braucht alles seine Zeit."
„Du hast leicht reden, Müllerin", sagte die alte, weißhaarige Frau, die als letzte gekommen war. „Dein Mann hat nie einrükken brauchen, und Buben hast du keine. Nur Dirndln. So hast du niemanden zu verlieren gehabt in diesem Krieg. Und warten brauchst du auch auf niemand." Sie klappte ihre große Stofftasche auf, holte ein blaukariertes Taschentuch heraus und schneuzte sich. Maria kannte die Frau gut. Es war die Mutter des Briefträgers, der jeden Tag die Post über den Berg trug und dabei immer auf einen kleinen Schwatz und eine Schale Gerstenkaffee in ihre Küche kam.
Die Frau antwortete nichts mehr, denn die Tür ging auf und sie konnte eintreten. Nach fünfunddreißig Minuten waren Maria und der Vater an der Reihe. Aber auch im Büroraum mußten die Menschen sich anstellen. Hinter dem Pult saßen zwei Frauen. Die eine schrieb in einem dicken Buch die Namen samt Adressen ein, die andere überprüfte die Stempel in den hingehaltenen Ausweisen und schnitt mit geübter Sicherheit die farbenfrohen kleinen Abschnitte der Marken von den Bögen. Auch Vaters Papiere wurden sorgfältig studiert. Anscheinend fand sie nichts daran auszusetzen. Sie schnippelte und schnippelte, und dann hielt der Vater seine Lebensmittelmarken in Händen.
Doch das Warten setzte sich fort, beim Gredler, der die Strumpflieferung noch immer nicht bekommen hatte, beim Metzger, wo das Fett schon wieder ausverkauft war.
„Wir leben am Land, aber manchmal denke ich, wir sind schlechter dran als die Leute in der Stadt. Dahin geht ja alles, was bei uns produziert wird. Alles. Und wir sollen schauen, wie wir durchkommen", schimpfte ein Mann, der sich mit zwei Krücken fortbewegte, weil er keine Beine mehr hatte.
Der Vater sagte nichts, stieß nur einen Seufzer aus.

„Zum Glück hat die Mutti der Blaserbäuerin beim Heuen geholfen. Das war im Sommer, aber wir kriegen immer noch alle vierzehn Tage ein kleines Stückchen Butter", flüsterte Maria dem Vater zu. Sie wollte ihn beruhigen.
„Komm, komm", sagte der Vater und drängte zur Tür. „Laß uns heimgehen."
„Und die Frau Vogl, die besuchen wir nicht mehr?"
„Nein, nein, das machen wir ein anderes Mal. Heute ist es zu spät. Und überhaupt – ich werd' froh sein, wenn ich wieder auf dem Berg oben bin. So froh!"
Nun war es an Maria zu seufzen. Nicht, daß sie nicht auch gerne daheim gewesen wäre. Aber sie haßte den langen und steilen Anstieg durch den einsamen Wald. Heute war zum Glück der Vater dabei, da konnte nicht viel passieren. Mühsam blieb der Weg trotzdem. Seit sie die Hauptschule im Dorf besuchte, mußte sie ihn jeden Schultag zweimal gehen. Am Morgen den Berg hinunter, am Nachmittag oder am Abend hinauf. Dabei durfte sie sich nicht einmal beklagen, denn sie wurde schon bald elf. Die Kinder von den entlegenen Höfen mußten bereits mit sechs Jahren eine Stunde und länger zur Volksschule gehen. In diesem Alter hatte sie, weil sie ja im Schulhaus wohnte, nur die Stiege hinauflaufen brauchen. Das hielt ihr die Mutter jedenfalls immer vor, wenn sie lamentieren wollte.
„Jetzt haben wir noch lange nicht alles erledigt, obwohl wir doch den ganzen Vormittag unterwegs waren", sagte der Vater, als sie den Steg über den Gerlosbach hinter sich gelassen hatten und das Tosen des Wassers eine Verständigung wieder zuließ.
„Hauptsache, du bist wieder daheim", sagte Maria. „Gestern um diese Zeit war ich noch in der Schule und hab' gar nicht gewußt, ob du überhaupt noch lebst. Und in den Nächten habe ich oft von dir geträumt, und die Mutti hat die Kartenleserin befragt und eine Kerze angezündet. Obwohl es Kerzen eigentlich auch nicht mehr gibt. Aber die Kerze für dich hat sie schwarz bekommen."

„Hm, hm“, machte der Vater und tat dabei einige schnellere Schritte. Maria mußte sich direkt anstrengen, daß sie mitkam.
„Ja, und es ist ganz fein, daß du da bist. Allein – allein da den Berg hinaufgehen, da fürchte ich mich oft. Überhaupt, seit ich die Schmuggler gesehen habe. Die haben nämlich ein Gewehr gehabt.“
„Schmuggler hast du gesehen? Hier, auf dem Weg?“
„Nein, nicht auf dem Weg, im Wald. Ich bin die Abkürzung gegangen, weil nämlich ein Gewitter war. Ein richtig wildes Gewitter. Manchmal sind zwei Blitze gleichzeitig vom Himmel gefahren. Die Donner hat man nicht auseinanderhalten können, so knapp hintereinander sind sie gekommen. Und in Handarbeiten habe ich nachsitzen müssen, weil ich nicht schön flicken kann. Und ich habe es der Lehrerin eh gesagt, daß ein Gewitter kommt und ich einen endlos langen Heimweg habe. Aber sie hat mich einfach dableiben lassen!“
„Langsam, langsam, erzähl alles der Reihe nach“, sagte der Vater. „Sonst verstehe ich dich auch nicht. Tu mir heutzutage schon schwer, aus den Reden der anderen, der fremden Leute, klug zu werden. Meine Tochter möchte ich wenigstens genau verstehen.“
Da erzählte Maria also dem Vater die ganze Geschichte.
„Zum Glück habe ich die Schmuggler entdeckt, und nicht umgekehrt sie mich“, sagte sie, und da er seinen linken Arm an der Seite herunterbaumeln ließ, schob sie ihre Hand in Vaters Hand. Nun brauchte sie nichts mehr zu fürchten. „So habe ich mich davonmachen können. Leider nicht ganz lautlos. Und da haben sie mich gehört. Und dann bin ich auf einer nassen Wurzel ausgerutscht und den Hang hinuntergepurzelt. Es war nämlich ein nasses Gewitter mit Platzregen.“
„Was du alles erlebt hast, und ich weiß gar nichts davon“, sagte der Vater. „Was hat denn die Mutti gemacht, als sie das erfahren hat?“
„Die Mutti ist mich mit der Gruberbäuerin suchen gegangen. Den Spitz haben sie auch mitgehabt“, berichtete Maria.

„Davon hat mir die Mutti noch gar nichts erzählt“, sagte der Vater.
„Aber Vati, du bist doch gestern erst heimgekommen!“
„Stimmt“, sagte der Vater. „Ich bin gestern erst heimgekommen. Es wird noch einige Zeit dauern, bis ich mich wieder ganz eingelebt habe und bis ihr mir alles erzählt habt, was sich zugetragen hat, während ich im Krieg und in der Gefangenschaft war.“
Ob die Mutti die Sache von Boris berichtet hatte? Schon wollte Maria ihren Vater fragen, aber eine seltsame Scheu hinderte sie daran. Sie wollte, daß der Vater wieder so lustig war wie früher. Vielleicht sollte sie ihm eine Geschichte erzählen, die zum Lachen war? Aber es wollte ihr keine einfallen.
Daheim wartete die Großmutter schon mit dem Essen auf sie. Es gab mit Zwiebel geröstete Erdäpfel und ein bißchen Salat aus geriebenen Karotten. Schon als sie die Haustür aufmachten, strömte ihnen der herrliche Essensduft entgegen. Kitty hatte sich inzwischen auch ausgeschlafen. Sie strich, den Schwanz kerzengerade aufgestellt, an Großmutters Beinen entlang. „Verschwinde“, rief die Großmutter. „Verschwinde! Du wirst es solange treiben, bis ich einmal über dich stolpere und dich und mich verbrühe!“
„Sie hätte gerne Milch, Großmutter“, sagte Maria. „Gib ihr halt ein paar Tropfen Milch. Dafür trinke ich den Kaffee schwarz.“ Das war kein Opfer für Maria, sie haßte den Zichorienkaffee, ob mit oder ohne Milch.
„Milch will sie! Aber sie könnte sich ruhig mit Mäusefangen etwas mehr anstrengen“, meinte die Mutter.
Die kleine Lisa saß in ihrem hohen Kinderstühlchen und klapperte mit alten, unnütz gewordenen Schlüsseln, die die Großmutter zu einem Bund gefaßt hatte. Sobald sie den Vater erblickte, fing sie wie wild zu zappeln an. Sie wußte schon ganz genau, daß er dann nicht widerstehen konnte, sie hochhob und auf seinen Schultern reiten ließ. Aber dazu war nun keine Zeit. Das Mittagessen wartete, und alle hatten Hunger.
Die Großmutter hatte für den Vater auf der Schmalseite des

Tisches gedeckt. Das war sein angestammter Platz. Maria und Willi mußten zusammenrücken. Willi jedoch machte sich total breit, stützte beide Ellbogen auf und schubste dabei das Besteck von Maria auf den Boden. Maria schubste zurück, und schon war die schönste Balgerei im Gang.
„Werdet ihr euch wohl benehmen", rief die Großmutter. „Das ist ja unerhört! Schämt ihr euch denn gar nicht?"
Der Vater streckte die Beine weit unter dem Tisch aus. „Ach, ihr wißt gar nicht, wie gut wir es haben. Wie dankbar wir sein müssen! Einen gedeckten Tisch. Einen Berg gerösteter Erdäpfel. Geriebene Karotten! Ich habe mir früher gar nicht vorstellen können, was Hunger ist."
„Aber Vater, du hast uns doch immer erzählt, daß ihr, du und deine Geschwister, so arm aufgewachsen seid auf dem kleinen Bauernhof im Vintschgau", sagte Maria.
„Ja. Ich weiß das auch!" rief Willi. „Ihr habt keine Schuhe gehabt. Und im Herbst, beim Hüten, seid ihr in die frischen dampfenden Kuhfladen hineingestiegen. Barfüßig." Er prustete los. Die Vorstellung, daß der ernste Vater mit nackten Zehen in Kuhfladen wühlte, erheiterte ihn immer ungemein.
„Jetzt wird gegessen und nicht gelacht", sagte die Mutter.
Der Vater sagte: „Arm, ja. Arm sind wir aufgewachsen, das stimmt. Aber wenn es kein Brot gab, dann haben wir Erdäpfel gegessen. Erdäpfel haben wir immer gehabt. Erdäpfel haben alle gehabt bei uns. Aber heute, heute haben die Menschen überhaupt nichts zu essen. Das haben die Nazis mit ihrem Krieg verbrochen, daß praktisch ganz Europa hungert."
„Die Frau Prohaska hat in ihrem letzten Brief geschrieben, daß in Wien die Kinder in den Mülltonnen herumwühlen, um was Eßbares zu finden. Ihr geht's nur deshalb ein bißchen besser, weil sie Arbeit bei den Engländern gefunden hat. Sie führt einer englischen Dame den Haushalt."
„Ja, heute ist es ein großes, unverdientes Glück, am Land zu leben. Auch wenn man keine Landwirtschaft hat, kann man sich doch irgendwie über Wasser halten. Erdäpfel kriegt man immer. Und Eier haben wir selber", sagte die Großmutter.

„Dafür müssen wir dauernd den Hühnerstall ausmisten", sagte Maria. Jetzt fing der Vater auch an, mit Dankbarkeit und Bescheidenheit und so. Genau wie die Großmutter und die Mutter und die Lehrerin und überhaupt alle Erwachsenen, wenn die Kinder über irgend etwas murrten. Aber sie selbst jammerten jeden Tag mindestens einmal, daß sie schon überhaupt nicht mehr wüßten, wie der Bohnenkaffee schmecke oder ein ordentlicher Schwarztee.
„Stimmt", sagte Willi, nun wieder einig mit Maria. „Und der Hendlmist stinkt wie die Pest. Und im Winter legen die Hennen überhaupt fast gar keine Eier, da hat man nur die Arbeit. Wenn ich groß bin, gehe ich in die Stadt. Da gibt es das Ringelspiel und den Prater und das Riesenrad."
Der Vater schaute verdutzt über den Wissensstand seines Sohnes. „Das weiß er von der Frau Prohaska und ihrer Tochter", erklärte die Mutter. „Die sind ausgebombt worden und waren den Sommer über bei der Gruberbäuerin einquartiert. Ende des Sommers sind sie wieder nach Wien zurückgekehrt."
Wie schon auf dem Heimweg mit Maria stellte der Vater erstaunt fest: „Ich habe gar keine Ahnung, was bei euch alles passiert ist, während ich im Krieg war ..."
Zwei Wochen später brachte der Briefträger einen eingeschriebenen Brief. Er schaute sehr bedeutsam aus und trug den gleichen Stempel wie jener, der Mutti im Sommer große Sorgen bereitet hatte. Damals wäre die Familie beinahe aus der Lehrerwohnung geflogen. Aber der heutige erhielt eine freudige Nachricht für Vater. Es war die Bestätigung, daß er den Schulunterricht wieder aufnehmen dürfe.
Der Briefträger grinste. „Nun ja, jetzt macht sich dein Dickschädel bezahlt. Die meisten Lehrer waren ja in der Partei, und die müssen sich noch gedulden mit dem Schulhalten. Zumindest ein bißchen. Früher haben sie gelacht, weil du keinen besseren Posten bekommen hast als den auf dem hintersten Berg. Jetzt kannst du lachen."
„Was das betrifft, habe ich schon die ganze Zeit gelacht", gab

der Vater zur Antwort. „Ich bin gerne da heroben. Sehr gern. Von mir aus könnte ich da heroben alt und grau werden."
„Ja, ja, von dir aus", sagte die Mutter. „Aber wie das für mich ist, das interessiert dich nicht." Ihre Stimme klang verärgert. Maria wußte, die Mutter würde viel lieber in einer netten kleinen Stadt leben oder zumindest in einem Dorf. Auf jeden Fall aber im Tal unten, in einem Haus, in dessen Nähe es eine Straße gab, ein Postamt und einen Arzt.
„Ich habe es schon längst satt, in diesem vorsintflutlichen Schulhaus zu wohnen. Und jetzt, da die Kinder größer werden und andere Schulen brauchen, müssen wir von dem Berg weg", fuhr sie fort. „Ganz gleich, wie sehr dich der Berg da an deinen Berg daheim erinnert."
„Ja, ja, ist schon gut. Ich weiß Bescheid. Wir werden wegkommen vom Berg, das versprech' ich dir. Das haben wir ja schon ausgeredet. Alles klar. Ich suche uns einen Ort für morgen. Im Frühling such' ich um einen Posten irgendwo im Tal an, wo die Kinder ohne Schwierigkeiten bessere Schulen besuchen können."
„Na ja, urwüchsiger und gesünder habt ihr es da heroben, überhaupt heutzutage", meinte der Briefträger.
Maria sagte nichts. Die Mutter erlaubte ihr nie, sich einzumischen, wenn die Erwachsenen sprachen. Aber sie freute sich auch, in ein Dorf ins Tal zu ziehen. Die Mutter hatte ihr oft erzählt, wie schön es wäre, im Tal unten zu leben. Jedes Dorf hatte zumindest ein Geschäft, wo man einkaufen konnte. Gut, viel zum Einkaufen gab es zur Zeit nicht. Aber das mußte ja nicht so bleiben. Und am Sonntag nachmittag konnte man mit schönen Schuhen und einem schönen Kleid spazierengehen. Gut, das gab es auch noch nicht. Aber auch das mußte nicht so bleiben. Am Berg ging es nur hinauf und hinunter, und feine Schuhe konnte man keine tragen, selbst wenn man welche besäße.
Die Mutter besaß übrigens noch welche. Zwei Paar. Maria bewunderte sie jedesmal, wenn sie den Vorhang vom Schuhregal beiseite zog, um ihre eigenen schweren Stiefel herauszuneh-

men. Muttis feine Schuhe standen auf dünnen Absätzen im obersten Fach und glänzten wie frischlackierte Hutschpferde. Weil man auf diesen holprigen, steinigen Wegen Stöckelschuhe nicht tragen konnte, hatten sie die Jahre überdauert.
Wer sich über den Brief, den Vater von der Schulbehörde bekommen hatte, nicht freute, war Frau Bröll. Und sie sagte es auch ganz offen: „Für die Kinder ist es nicht gut, mitten im Schuljahr einen anderen Lehrer zu bekommen. Jetzt haben sie sich gerade an mich gewöhnt. Und ich mich an sie."
Genau wie Fräulein Hauser, Marias erste Lehrerin, Marias Lieblingslehrerin, saß Frau Bröll gerne in der Küche und trank eine Schale Gerstenkaffee. Oder auch Zichorienkaffee oder selbstgesammelten Kräutertee, wie es sich eben ergab. Maria stichelte an einem Stück Stoff herum, aus dem die Handarbeitslehrerin fünf unterschiedlich große Vierecke ausgeschnitten hatte. Die sollten von Maria gestopft werden. Maria hatte gerade beim ersten Viereck die erste Hälfte mit Fäden verspannt. Schon hatte sich zweimal der Faden total verknotet und war dann, weil sie notgedrungen daran gezerrt hatte, gerissen. Dabei hatte sich das ursprünglich glatte Viereck in ein sonderbar krummes, ausgefranstes Ding verwandelt. Ihre Hände waren vor Anstrengung schon ganz verschwitzt. Sie wurde von Stich zu Stich grantiger.
„Aber Frau Bröll, ich kenne die Kinder doch noch von früher", sagte der Vater. „Die meisten von ihnen habe ich doch schon jahrelang unterrichtet."
„Das mag schon sein. Aber nun haben sie sich bereits umgewöhnt", beharrte Frau Bröll.
Die Mutter stellte einen kleinen Teller, auf dem zwei mit Schmalz bestrichene und mit Zwiebel bestreute Brotschnitten lagen, auf den Tisch. „Greifen Sie zu, Frau Bröll", sagte sie.
Sie hatte ein schlechtes Gewissen. Frau Bröll hätte eigentlich die Lehrerwohnung bekommen sollen, aber Mutter hatte sie nicht hergegeben. Maria konnte sich genau erinnern, wie sie gekämpft hatte, damit die Familie weiter hier wohnen bleiben konnte. Bis zur Landesschulbehörde nach Innsbruck war sie

gefahren. Die Lehrerin war nicht böse gewesen, sondern hatte bereitwillig auf die Lehrerwohnung verzichtet und bei der Gruberbäuerin ein Zimmer genommen. Und nun sollte sie gar ihre Arbeit verlieren. Aber der Vater brauchte eben auch den Lehrerposten.

Die Gedanken der Lehrerin waren wohl in dieselbe Richtung gegangen. Sie nahm sich eines der Brote und sagte: „Wenn die Männer im Krieg sind, dann sind wir Frauen gut genug, ihre Arbeit zu machen. Aber kaum sind sie zurück, müssen wir wieder Platz machen und werden weggeschickt. Eine Ungerechtigkeit ist das."

Der Vater zog den Kopf ein. „Aber ich kann nichts dafür", sagte er. „Ich bin ja auch nicht freiwillig in den Krieg gegangen. Ich hätte lieber in Ruhe weiter unterrichtet. Das können Sie mir glauben."

Der Faden riß das dritte Mal, und Maria schleuderte den Stofffleck auf den Tisch. „Ich kann nicht mehr!" erklärte sie. „Wenn ihr alle redet, kann ich mich nicht konzentrieren beim Nähen."

„Das ist ja lächerlich!" rief die Großmutter. „Wir haben beim Nähen sogar gesungen. Nun sind die Erwachsenen schuld, daß du zu faul bist, eine paar Löcher ordentlich zu stopfen!" Sie warf Maria einen strengen Blick zu. Aber Worte und Blick waren nur Tarnung. Die Mutter behauptete immer, daß die Großmutter Maria gewaltig verwöhne. Auch nun nahm die Großmutter das Stückchen Stoff auf, begutachtete es und ergriff schließlich Nadel und Faden. „Das müssen wir zuerst einmal auftrennen", meinte sie. „Zuerst vorsichtig auftrennen, dann behutsam glätten und neu beginnen. Anders ist da nichts mehr zu retten."

Maria kuschelte sich an Großmutters Schulter. Sie wußte, bei Großmutter waren die Stopflöcher in besten Händen.

„Eines mußt du schon selber nähen, Maria! Doch zuerst schaust du mir zu. Da lernst du auch dabei."

Maria nickte und beobachtete interessiert, wie unter den geschickten Fingern der Großmutter aus dem ungestalten

Gebilde ein ausgesprochen hübsches, mit vier geraden Enden versehenes Gestopftes wurde. Es schaute aus wie gewebt.
„Ach, Frau Bröll, wenn Sie weiter als Lehrerin arbeiten wollen, bekommen Sie bestimmt eine Stelle", sagte die Mutter. „Es sind sicher eine Menge Schulen verwaist. Die vielen Nazilehrer, die nicht mehr unterrichten dürfen, müssen doch irgendwie ersetzt werden."
Maria zuckte zusammen. Die Frau Hauser war auch eine Nazilehrerin gewesen. Nun arbeitete sie beim Gredler in Zell.
Die Lehrerin hob energisch den Kopf. „Sie verstehen mich nicht. Es geht ums Prinzip. Unterm Schuschnigg habe ich nicht unterrichten dürfen, weil ich verheiratet war. Die Nazis haben die Männer als Soldaten gebraucht, da hat man auf die Frauen zurückgegriffen. Und jetzt kommen die Männer zurück, und flugs haben sie wieder Vorrang. Diese Ungerechtigkeit ist es, die mich am allermeisten aufregt."
Die Großmutter ließ für einen Augenblick die Näharbeit sinken. „Ach nein, das stimmt so nicht. Erstens sind noch immer viele Soldaten in Kriegsgefangenschaft. Da werden Frauen sehr wohl gebraucht, in vielen Bereichen. Notwendigst!" wandte sie ein.
„Aber dort, wo ein Mann kommt und den Platz beansprucht, müssen die Frauen ihm weichen", widersprach die Lehrerin.
„Na ja", sagte der Vater und zuckte die Schultern. Er wurde langsam ungeduldig. „Das müssen Sie schon einsehen, die Männer haben eben eine Familie zu ernähren."
„Und ich muß mich ernähren. Bin ich vielleicht weniger als eine Familie? Aber ich seh' schon, Sie verstehen mich nicht. Oder Sie wollen mich nicht verstehen."
Die Lehrerin stand auf. Das zweite Schmalzbrot lag noch unberührt auf dem Teller.
„Bleiben Sie doch noch", bat die Mutter. „Ich mach' uns noch eine Kanne Kaffee. Dieser Gerstenkaffee ist zwar weder belebend noch schmackhaft, dafür aber gesund."
Sie schaute die Lehrerin wie um Entschuldigung bittend an. „Ich versteh' Sie gut. Es ist wirklich ungerecht. Aber sagen Sie

selbst, was sollen wir machen? Mein Mann braucht die Arbeit. Mit einer Familie ist man eben nicht so beweglich. Glauben Sie mir, ich würde lieber heute als morgen von hier wegziehen."
„Ungerecht, ungerecht", brummte der Vater. „Als ob es irgendwelche Gerechtigkeit gäbe auf der Welt."
Maria schaute auf. Es war ihr schon die ganzen Tage her aufgefallen, seit der Vater heimgekehrt war. Er hatte sich verändert. So bitter und hart hatte er früher nie geredet. Oder lag es an ihr? War sie anders geworden? Sah sie den Vater heute genauer an?
„Schon gut, schon gut", sagte Frau Bröll. „Ich begreife schon. Es ist auch nicht wegen mir. Ich weiß, daß ich wieder Arbeit finden werde. Kinder gibt es genug, und es werden Schulen und Lehrer für sie gebraucht. Aber, wie gesagt, mich empört das Denken, das da dahintersteckt. Und dann, vielen Frauen wird es ähnlich gehen. Und die haben vielleicht nicht die Möglichkeit, anderswo Arbeit zu finden."
„Arbeit gibt es genug, da hat die Mutter recht", sagte der Vater. „Die Städte sind zerstört, die Häuser liegen in Trümmern. Allein bis der ganze Schutt weggeräumt ist! Und dann muß alles wieder aufgebaut werden. Also, ich denke, daß jeder, der arbeiten will, Arbeit findet."
„Ich will in meinem Beruf arbeiten", erklärte die Lehrerin. „Und ich vermute, das wollen die anderen Leute auch."
„Klar!" sagte der Vater. „Ich bin ganz sicher, daß Ihnen die Schulbehörde noch in diesem Monat einen neuen Lehrerposten anbieten wird."
Die Großmutter nickte. „Ja, das glaube ich auch. Mein Fritz hat ja auch seine alte Lehrstelle wieder bekommen." Dann erzählte sie der Lehrerin, was der Sohn ihr im letzten Brief alles geschrieben hatte. Von der unvorstellbaren Lebensmittelknappheit in der Stadt, und daß er fast jeden Tag mit hungrigem Magen aufstehe und mit hungrigem Magen schlafen gehe. Und daß der Meister die Werkstätte nicht heizen könne. Maria und die Eltern kannten den Inhalt des Briefes schon auswendig. Aber sie hörten der Großmutter geduldig ein weiteres Mal zu.

„Dabei haben sie es bei ihrer Arbeit doch mit so winzigen Dingen zu tun. Schrauben und Spiralen, die sind so klein, also ich muß zweimal hinschauen, damit ich sie überhaupt sehen kann. Fritz lernt Uhrmacher, und zwar bei einem Meister, der vor dem Krieg als der angesehenste von ganz Innsbruck galt", erklärte die Großmutter der Lehrerin voller Stolz.
„Manchesmal ist ihm so eine winzige Schraube schon aus der Hand gefallen, weil er so eiskalte Finger hatte, aber er hat sie immer wieder gefunden und richtig eingebaut", fügte Maria eine weitere Strophe Heldengesang auf Großmutters Liebling hinzu. Wenn die Großmutter schon die Knopflöcher nähte, war es nur recht und billig, ihren Sohn zu preisen. Und außerdem, das wußte sie genau, hatte auch sie selbst einen ganz festen, ganz wichtigen, ganz sicheren Platz im Herzen der Großmutter.
Die Lehrerin jedoch verabschiedete sich.

Es dauerte nur wenige Wochen, dann war es soweit. Der Vater konnte anfangen in der Schule zu unterrichten, und die Lehrerin bekam einen Posten an einer vierklassigen Volksschule in einem schönen Dorf im Unterinntal. Die Eltern erklärten sich bereit, ihr zu helfen, das Gepäck zum Bahnhof zu transportieren.
Noch war kein Schnee gefallen. Eine Seltenheit in dieser Gegend für Mitte Dezember, meinte die Blaserbäuerin. Im richtigen Winter war es leichter, auch schwere Fuhren ins Tal zu bringen. Man lud alles auf Schlitten, und dann ging's dahin. Abwärts fährt so ein Schlitten von allein. Das einzige Problem dabei ist das Bremsen, damit er nicht zu schnell wird und bei einer Kurve aus der Bahn fliegt.
Frau Bröll verhandelte mit der Blaserbäuerin, die ihren Muli gegen eine kleine Entschädigung gerne zur Verfügung stellte.
Maria kannte den Muli, er war ein recht eigensinniges Tier. Einmal, sie war auf dem Weg zur Schule gewesen, hatte sie gesehen, wie er die Bäuerin ärgerte. Mit einem Sack Erdäpfel auf dem Rücken war er stocksteif dagestanden, alle vier Beine

auf den Boden gestemmt, und hatte sich keinen Zentimeter von der Stelle gerührt. Die Bäuerin hatte geschimpft und geflucht und ihn schließlich mit einem Stecken geprügelt. Aber er war einfach nicht weitergegangen. Maria hatte er furchtbar leid getan. Noch immer hatte sie ein schlechtes Gewissen, weil sie sich nicht getraut hatte, die Bäuerin zu bitten, ihn nicht zu schlagen.
Ein Glück, daß Vater auf einem Bauernhof aufgewachsen war. So konnte er gut mit Tieren umgehen. Er war ganz Marias Meinung. Tiere, die zu Eigensinn neigen, wie Muli oder Esel oder auch die Katze Kitty, muß man besonders feinfühlig behandeln.
Der Vater legte ihm zuerst eine weiche Decke auf den Rücken, damit die Last nicht das Fell scheuerte. Dann kraulte er ihn zwischen den Augen, und während er die zwei Koffer auflud und festzurrte, redete er ruhig und sanft auf ihn ein. Der Muli hielt auch schön still, ließ seine Ohren spielen und schaute gottergeben in die Ferne.
„Hühott", sagte der Vater, als alles bereit war. Den kleinen Rucksack nahm er selbst, während Frau Bröll Vaters leeren Rucksack trug. Darin sollte Vater die wöchentliche Mehlration der Familie heimbringen. Falls sie überhaupt erhältlich war. Vor zwei Tagen hatte die Mutter sich wieder einmal vergeblich angestellt. Als sie an die Reihe kam, war das letzte Stäubchen Mehl schon abgegeben gewesen.
Maria und Willi begleiteten den Umzug. Maria hatte sich extra eine halbe Schnitte Brot vom Frühstück aufgehoben und eines von den kostbaren, abgezählten Stückchen Würfelzucker entwendet. Sie hoffte, die Großmutter würde glauben, sie habe sich beim Abzählen verrechnet. Außerdem hatte sie Mutti einen kleinen Apfel abgebettelt. Am Bahnhof verabschiedete sich die Lehrerin. Sie fuhr Willi über den Kopf und sagte: „Nun, Willi, mach's gut! Wenn du ein kleines bißchen fleißiger wärst, könntest du spielend der Klassenbeste werden."
Willi murmelte etwas Unverständliches. Er hatte gar kein Interesse an derartigen Dingen.

Die Kinder mußten beim Muli bleiben, um ihn zu bewachen, während der Vater Frau Bröll half, das Gepäck auf den Bahnsteig zu schaffen. Willi schaute stumm den beiden Erwachsenen nach. Als sich die Lehrerin noch einmal umdrehte, winkte er ihr heftig zu.
„Willi, was ist los? Bist du traurig?“ fragte Maria erstaunt. Es war ihr vorher nie aufgefallen, daß Willi an seiner Lehrerin hing.
„Sie war nett. Mir – ich glaube, mir ist sie lieber als der Vater. Als Lehrerin, mein' ich“, stotterte er hervor.
„Aber sie hat dich doch ein paarmal Strafaufgaben schreiben lassen! Hast du das vergessen?“
„Nein, das nicht“, räumte Willi ein.
„Na, siehst du!“
„Aber wer weiß, wie das mit ihm wird in der Schule. Wenn er der Lehrer ist.“
„Ach, das geht schon gut. Der Vater läßt nie Strafaufgaben schreiben. Er findet solche Sätze wie ‚Ich darf während des Unterrichts nicht schwätzen‘ dumm“, versuchte Maria ihren Bruder zu beruhigen. Aber sie wußte sehr wohl, daß es gar nicht so einfach war, den Vater als Lehrer zu haben. Aus Angst, das eigene Kind nur ja nicht zu bevorzugen, war er manchmal besonders streng mit ihr gewesen.
Willi wollte etwas sagen, aber in diesem Augenblick fuhr der Zug mit einer ungeheuren Dampfwolke und viel Getöse im Bahnhof ein. Augenblicklich begannen die vielen Leute, die sich am Bahnsteig versammelt hatten, zu drängeln und zu schieben. Sobald der Vater die Koffer untergebracht hatte, würde er zurückkommen. Schnell zog Maria das Brot, den Apfel und das Zuckerstückchen aus ihrer Schürzentasche. Der Vater würde bei allem Verständnis für Tiere niemals zustimmen, den Muli mit solch kostbaren Lebensmitteln zu füttern.
Willi schaute zu, wie der Muli die Leckerbissen verschlang. Natürlich hätte er am liebsten alles selber gegessen, besonders das Zuckerstückchen. Aber er verstand sehr gut, daß Maria an dem Muli etwas gutzumachen hatte. Wenn er auch ein Lauser

ist, so hat er doch ein gutes Herz, dachte Maria und nahm sich vor, ihm einen dicken Pluspunkt gutzuschreiben.
Der Muli schien sehr zufrieden zu sein. Er schnaubte sanft und leise nahe an ihren Ohren und scharrte mit den Vorderfüßen den Boden. So, als wollte er sagen: „Weil du so lieb mit mir bist, werde ich auch lieb sein und den Berg anstandslos und willig hinauftraben!"
Was er denn auch tat. Und das kurze Wegstück vom Bahnhof bis zum Fuße des Berges ließ er sogar Willi und Maria auf seinem Rücken reiten.